

Gedruckt mit Unterstützung der Lia Rumantscha, Chur,
der Regierung des Kantons Graubünden
und des Instituts für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Studis romontschs : Beiträge des Rätoromanischen Kolloquiums
(Gießen/Rauischholzhausen, 21. - 24. März 1996) / Dieter
Kattenbusch (Hrsg.). - Wilhelmsfeld : Egert, 1999
(Pro lingua ; Bd. 31)
ISBN 3-926972-66-1

ISBN 3-926972-66-1

© gottfried egert verlag, Postfach 1180, D-69259 Wilhelmsfeld, 1999
Alle Rechte vorbehalten.
Herstellung: WM-Druck GmbH, Wiesloch
Printed in Germany

Die Sprachbeschreibung in der *Ortografia* von Zaccaria Pallioppi (1857)

GEORGES DARMS, FRIBOURG

Im Jahre 1843 unterstellte die Regierung des Kantons Graubünden per Dekret das gesamte Schulwesen einer staatlichen Behörde und damit auch der staatlichen Aufsicht. Diese Verstaatlichung der Schule stieß auf erbitterten Widerstand der konservativen Katholiken, vor allem natürlich in ihrer Hochburg, der Surselva. Eine von den Gegnern der Verstaatlichung verlangte Volksabstimmung, die sie zweifellos gewonnen hätten, konnte die Regierung jedoch mit Hilfe des Parlaments verhindern, so daß es bei der dekretierten Verstaatlichung blieb.

Mit dieser Verstaatlichung hatte die Regierung auch die Verpflichtung übernommen, in allen Gemeinden für die Einrichtung einer Volksschule zu sorgen und für diese Schulen die benötigten Lehrmittel bereitzustellen. Dies erwies sich gerade für die romanischsprachigen Schulen alles andere als einfach. Der vor allem in den ersten 30 Jahren des 19. Jahrhunderts geführte Kampf um die Verwendung des Bündnerromanischen als Schulsprache war in den dreißiger Jahren zugunsten des Romanischen ausgegangen, wenn auch schon mit einigen Verlusten. Einige romanische Gemeinden hatten in dieser Zeit bereits das Deutsche als Schulsprache eingeführt mit der Begründung, daß es keine romanischen Schulbücher gebe. Dies geschah vor allem in den meisten Talgemeinden der Sutselva, jedoch auch etwa in Ilanz, dem natürlichen Zentrum der romanischsprachigen Surselva. Den beiden konfessionellen Schulvereinen war es aber ab 1827 bzw. 1832 gelungen, innert zehn Jahren die notwendigsten Schulbücher in vier Bündnerromanischen Varietäten, den beiden surselvischen und den beiden ladinischen Varianten, bereitzustellen. Damit war der Beweis erbracht, daß das Bündnerromanische auch als Schulsprache verwendet werden konnte.

Am Prinzip der Verwendung des Bündnerromanischen als Schulsprache rüttelte auch der Kanton nach Übernahme der Schule nicht mehr. Ihm schienen allerdings vier Varianten etwas teuer. Deshalb versuchte er, die Zahl der Varianten auf zwei zu reduzieren. Er entschied sich schon damals für die katholische surselvische Variante als Schulsprache für das Gebiet „diesseits der Berge“, also für Oberhalbstein, Sutselva und Surselva, und für das Unterengadinische als Schulsprache für das Engadin. Zwar gab er 1846 das erste amtliche surselvische Schulbuch, ein ABC-Büchlein, noch in zwei Varianten heraus. Die beiden Bücher waren jedoch bis auf das Titelblatt, das die

eine Version für die katholischen surselvischen Schulen, die andere für die protestantischen surselvischen Schulen bestimmte, und die Auswahl der Gebete am Schluß des Buches identisch und in katholischer Orthographie geschrieben (vgl. Darms 1989, 837f.).

Mit dieser Entscheidung waren nun die sur- und sutselvischen Protestanten natürlich ganz und gar nicht einverstanden. Sie erreichten von der Regierung eine gewisse Berücksichtigung ihrer eigenen Schreibgewohnheiten bei der Herausgabe des zweiten amtlichen Schulbuches, eines Lesebuchs. Die daraus resultierende Kompromißorthographie wurde vom Erziehungsrat ausdrücklich als offizielle Orthographie für die Schulen diesseits der Berge dekretiert. Damit waren nun aber wiederum die katholischen Surselver nicht einverstanden, obwohl die offizielle Orthographie ihrer eigenen Orthographie sehr viel näher kam als derjenigen der Protestanten. Etwas ungeschickt war es freilich, daß der Orthographiewechsel innerhalb der gleichen Schulbüchchenserie vorgenommen wurde, so daß nun im ersten Schulbuch anders geschrieben wurde als im zweiten. Doch eine einigermaßen fixe Orthographie bestand zu dieser Zeit ohnehin nur für das protestantische Surselvisch. Dort hatte die Bibelübersetzung von Luci Gabriel (1648) Vorbildcharakter erhalten, und die nachfolgenden protestantischen Autoren, meistens Pfarrer, hielten sich relativ strikt an die Schreibweise dieses Vorbildes. Sofern die Schulbücher nicht den gleichen Autor hatten, war somit eine gewisse Variation innerhalb der katholischen surselvischen Schreibung von einem Schulbuch zum anderen ohnehin nicht zu vermeiden. Allerdings stand es zu dieser Zeit mit dem Deutschen, zumindest in Graubünden, aber wohl auch anderswo, auch nicht besser. Klagen über fehlende Konstanz der Orthographie in den Lehrmitteln hört man nämlich auch von den deutschsprachigen Lehrern und Schulinspektoren Graubündens. Diese hatten allerdings den großen Vorteil, daß sie nicht selbst für Abhilfe sorgen mußten, sondern dies ihrem „Hinterland“ überlassen konnten.

Auf diesem Hintergrund entstanden kurz nacheinander zwei bündnerromantische Rechtschreibungen: 1857 die *Ortografia et ortoëpia del idiom romauntsch d'Engiadin'ota* von Zaccaria Pallioppi für das Oberengadinische, 1858 die *Ortografia gienerala, speculativa ramontscha* von Pater Baseli Carigiet. Für welches Gebiet die *Ortografia* von Carigiet bestimmt war, läßt sich aus der Bezeichnung *ramontsch* nicht ohne weiteres entnehmen. Eine genauere Unterteilung der Dialekte diesseits der Berge wurde zu dieser Zeit noch nicht gemacht. Die entsprechenden Bezeichnungen wie *sursilvan*, *surmiran* und *sutsilvan* fehlen denn auch noch zu dieser Zeit. Carigiet präzisiert einmal in seinem Werk *ramontsch* folgendermaßen: „Hier ist immer die

Sprache des oberen Teils der Cadi gemeint, und zwar wurden Disentis und Truns im allgemeinen als Modell der romanischen Sprache genommen, wenn auch nicht gerade in allem“ (Carigiet 1858, 12, übers.). Aber man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß diese Sprachvariante als Modell für das gesamte Gebiet diesseits der Berge gelten sollte, nicht nur für die katholische Surselva. Damit betreffen beide Rechtschreibungen gerade die beiden traditionellen Schriftsprachen, die durch das Vorgehen des Erziehungsrates am stärksten tangiert waren: das Oberengadinische, das überhaupt nicht als Schulsprache vorgesehen war, und das katholische Surselvisch, dessen Orthographie der Erziehungsrat 1850 eigenmächtig festgelegt und in einigen wenigen Punkten dem protestantischen Surselvisch angenähert hatte.

Die beiden Rechtschreibungen, die sicher unabhängig voneinander entstanden, könnten unterschiedlicher kaum sein. Einer der wesentlichen Unterschiede geht bereits aus den beiden Titeln hervor. Bei Pallioppi heißt es *Ortografia et ortoëpia*; es geht ihm also nicht nur um die Rechtschreibung, sondern auch um die richtige Aussprache. Zwar beruht die Berücksichtigung der Aussprache auf dem damals üblichen Fehlschluß, daß man eine Sprache nur korrekt auszusprechen brauche, um sie dann auch richtig schreiben zu können. Immerhin wird dieses Prinzip, das auch bei Pallioppi an erster Stelle steht, bei ihm eingeschränkt auf den Fall, „daß der Elementarlaut und sein Buchstabe sich entsprechen“ (Pallioppi 1857, 2, übers.), und daß sie dies beileibe nicht immer tun, hatte auch Pallioppi bemerkt. Dieses Prinzip führte ihn dazu, nicht nur die Normaussprache sehr genau festzulegen, sondern auch immer wieder abweichende lokale Aussprachen zu vermerken und als nicht normgerecht abzulehnen. Auf einige Beispiele werde ich noch zurückkommen, ebenfalls auf eine andere Art von Angaben in seiner *Ortografia*, die auf diesem Prinzip beruht, nämlich auf seine Bezeichnung der Quantitäten der Vokale.

Demgegenüber ist die *Ortografia* von Carigiet, wie der Titel es ausdrückt, wirklich „gienerala“, „allgemein“, d. h. ohne jeden konkreten Bezug zu einer lokalen gesprochenen Sprache, außer dem des genannten Modellcharakters der Sprache von Disentis und Truns. Auf die in diesen beiden Ortschaften tatsächlich gesprochene Sprache wird aber nirgends im Werk verwiesen. Sie hat in der Praxis auch kaum eine Rolle bei der Festlegung der Orthographie gespielt. Die Schreibungen Carigiets stehen durchaus im Rahmen der Variationsbreite der katholischen surselvischen Schriftsprache dieser Zeit, außer in einigen Fällen, wo er ausdrücklich Neuerungen einführt. Aber in diesen Fällen argumentiert er keinesfalls mit der gesprochenen Sprache von

Disentis und Truns. Diese Neuerungen gehören vielmehr bereits zum „spekulativen“ Teil der Grammatik, ursprünglich wohl im Sinne von „gründlich forschend“ gemeint, wie Carigiet *speculativ* in seinem Wörterbuch von 1882 (323) übersetzt. Aber in Hinblick auf seine Neuregelungen darf man das Wort durchaus auch im heutigen volkstümlichen Sinn verstehen.

Das am tatsächlich vorhandenen Sprachmaterial orientierte und dieses sorgsam abwägende Vorgehen Pallioppis zahlte sich bereits damals gegenüber dem allgemeinen, spekulativen Vorgehen Carigiets aus. Die Orthographie Pallioppis wurde von Anfang an vom *Fögl d'Engiadina* übernommen, das im gleichen Jahr 1857 zu erscheinen begann. Diese Zeitung trug wesentlich zur Verbreitung und Konsolidierung dieser Orthographie bei. Bereits zwei Jahre später gab der Kanton auch das erste oberengadinische Schulbuch heraus, ebenfalls in Pallioppis Orthographie. Damit etablierte sich das Oberengadinische entgegen den ursprünglichen Plänen des Erziehungsrates als kantonale Schulsprache. Die Orthographie Pallioppis setzte sich also sehr rasch durch und blieb dann auch bis zu Beginn des 20. Jahrhundert im Oberengadin praktisch unumstritten. Zeitgenössische Kritik kam nur aus dem Unterengadin, weil seine Orthographie einem gemeinsamen Vorgehen bei der Normierung des Engadinischen zuvorgekommen war und zum Teil auch die Normierung des Unterengadinischen präjudizierte. Diese Kritik betraf somit mehr das Vorgehen als die Orthographie als solche. Sie wurde trotzdem im Oberengadin sehr scharf zurückgewiesen (vgl. Vital 1901, 12ff.).

Ganz anders erging es der *Ortografia* von Carigiet. Sie wurde zwar, soweit ich sehe, nirgends ausdrücklich kritisiert, blieb aber fast wirkungslos. Dabei wären die Voraussetzungen für einen Erfolg sogar sehr gut gewesen. Die *Ortografia* von Carigiet entstand auf Wunsch der Lehrer der Cadi und vor allem des surselvischen Schulinspektors und Herausgebers Placi Condrau. Das Werk fiel allerdings offensichtlich nicht nach dem Geschmack der Auftraggeber aus. Placi Condrau zeigte es zwar in seiner *Nova Gasetta Romonscha* an, aber in der traditionellen Schreibweise, nicht in derjenigen des Werkes. Nicht einmal die Schreibung *ramontsch* des Titels von Carigiet mit <a> und <tsch>, die sich ja durchaus noch rechtfertigen ließe, übernahm er in seiner Anzeige, sondern schreibt *romonsch* mit <o> und <sch>, wie damals üblich. Im Artikel selber distanziert er sich etwas verklausuliert von diesem Werk, auch wenn er es zum Kauf empfiehlt; schließlich hatte er es herausgegeben. Auch später hat Condrau in der *Gasetta romonscha* nie die Orthographie von Carigiet verwendet. In einzelnen Schulen wurde die *Ortografia* zwar eingeführt, weil es nichts anderes gab. Sie setzte sich allerdings

auch dort nicht durch, zumal die kantonalen Schulbücher ja nach wie vor in einer anderen Orthographie erschienen. Außer von Carigiet selbst wurde diese Orthographie also kaum verwendet, und 25 Jahre später verglich Condrau ihre Wirkung mit derjenigen von Bühlers *fusium dils dialects romonschs*, des ersten Versuchs zur Schaffung einer bündnerromanischen Einheitssprache (vgl. Gadola 1960, 90). Wenn man weiß, welch erbitterte Gegner dieser Sprache sowohl Pater Baseli Carigiet als auch Placi Condrau waren, wirklich kein sehr schmeichelhafter Vergleich.

Unterdessen hat natürlich auch die *Ortografia* von Pallioppi jeden praktischen Wert verloren. Seine sprachbeschreibenden Bemerkungen sind jedoch auch heute noch in Betracht zu ziehen, auch wenn einiges aus heutiger Sicht unerwartet erscheint. In den Aufnahmen für das *Dicziunari Rumantsch Grischun*, die rund 50 Jahre später gemacht wurden, finden sich öfters nur noch Reste von Aussprachen, die Pallioppi anführt, und dies bereits nicht mehr immer. So vermerkt Pallioppi z.B.: „Zuoz und S-chanf sprechen das ‚e‘ vor ‚rr‘ auf surselvische Art und Weise aus, nämlich als ‚ia‘, z.B. *tiarra*, *guiarra*, *siarra* für *tërra*, *guërra* und *sèrra*“ (1857, 22, übers.). Von diesen drei Wörtern ist *guerra* bereits im DRG (7, 981) behandelt. Zur Zeit der Aufnahmen für das DRG war diese Aussprache bereits verschwunden. Immerhin führt das DRG noch *gyiàra* als ältere Form für Zuoz an, mit Hinweis auf Luttas Monographie des Dialektes von Bergün. Lutta berichtet dort: „Und noch im Jahre 1913 hatten wir (...) Gelegenheit, eine der ältesten Zuozeroinnen *tìara* und *gwiàra* (...) sprechen zu hören“ (Lutta 1923, 68 Anm. 1). An der Richtigkeit der Angabe Pallioppis besteht also kein Zweifel. Offenbar bestand auch im unteren Oberengadinischen vorübergehend die Tendenz, [ɛ] unter bestimmten Umständen in [ja] zu verwandeln, wie im Surselvischen. Der Wandel dürfte erst nach dem 16. Jahrhundert eingetreten sein; beim Zuozer Gian Travers findet man jedenfalls keine Spur davon. Auch im Surselvischen trat er wohl erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts ein. Steffan Gabriel weist ihn am Anfang des 17. Jahrhunderts noch nicht auf, bei Balthasar Alig ist er jedoch um 1674 bereits vollständig durchgeführt. Allerdings beruhen die Schreibungen von Steffan Gabriel auf dem Dialekt von Flims, der diesen Wandel bis heute nicht durchgeführt hat, wie einige andere surselvischen Dörfer in der Umgebung von Waltensburg/Vuorz auch. In Zuoz und S-chanf werden die Formen auf [ja] um 1920 außer Gebrauch gekommen sein, wohl auch aufgrund der Norm Pallioppis. Pallioppi schreibt nämlich dazu: „Dies entspricht jedoch nicht unserem Ladinischen, das in solchen Fällen generell das toskanische ‚æ‘ bevorzugt“ (1857, 22, übers.). In Bergün hat sich die Aussprache [ja:] noch länger

erhalten (Lutta 1923, 68), allerdings mit [a:], wie im Surselvischen vor [r] in den meisten Dörfern auch: [tʃi:a:ra], [uʃi:a:ra], [sʃi:a:ra], auch wenn diese Länge im *DRG* s.v. *guerra* für kein einziges Dorf der Surselva angeführt wird. Die phonetischen Angaben des *DRG* sind jedoch gerade für das Surselvische meistens sehr summarisch und häufig nicht sehr zuverlässig.

Andere Aussprachen, die Pallioppi anführt und die bereits zur Zeit der Aufnahmen für das *DRG* verschwunden waren, sind aus der älteren engadinischen Literatur bekannt. So etwa die Formen „*schil* für *tschël*, (...) *vijlg* für *vēgl*, (...) *tymp* für *tēmp*, wie die Engadiner des 16. Jahrhunderts sie benutzten“ und wie „Pontresina sie zum Teil noch jetzt erhalten hat“ (1857, 20, übers.). Sehr weit her scheint es allerdings mit der Erhaltung dieser Aussprache auch in Pontresina bereits zur Zeit Pallioppis nicht gewesen zu sein; *vijgl*, *pissyr* und *tymp* sind, wie die Schreibungen zeigen, literarische Belege aus Bifrun, auf den Pallioppi auch verweist. Mit Längezeichen und damit aus der gesprochenen Sprache führt Pallioppi neben *schil* nur *incligen* an.

Eine andere Aussprache, die aus der Literatur bekannt ist und bei Pallioppi noch beschrieben wird, die um 1900 aber bereits weitgehend verschwunden war, ist die Aussprache [oa] für – nach Pallioppi – langes geschlossenes ‚o‘. Die Aussprache [oa] ist nach ihm sogar korrekt, auch wenn er es für un gerechtfertigt hält, sie in der Schreibung auszudrücken. Weil die richtige Aussprache in diesen Fällen nicht aus der Schrift hervorgeht, beschreibt er sie in § 20 (1857, 23) sehr ausführlich:

Scu „oa“ pronunziesch ’ün l’, ‚o‘ imptr:

- a) excepziunelmaing avaut singuls consonants, p.ex. *cōla* (Leim), *fōl* (Balg), *tōla* (Blech), *nōt* (Nacht), *scōta*, *vōs*, *pōza*, *hōz* etc.;
 - b) avaut „ss“, p.ex. *grōss*, *eau pōss*, *cōssa*, *scōssa*, *fōssa* (Grab);
 - c) in divers cas avaut „ch“, „sch“, „tsch“, p.ex. *ōch* (acht), *brōcha*, *clōcha*, *rōcha* (Kunkel), *gōsch*, *cōtschen*;
 - d) avaut ün ‚r‘ u ‚s‘, ch’ais cumpagno d’ün oter consonant, p.ex. *ōrfen*, *mōrt*, *stōrdscher*, *cōrn*, *ōrgel*, *cōrp*, *tōrchel*, *sfōrz*, *cōsta*, *rōst*, *respōsta*.
- Annotaziun I.** Exceptuos da quaiста norma sun: *ōcha* (Gans), *rōch* (heiser), *pōch*, *nōsch*, *dōscha*, *chōtschas*, cun „o“ cler (sonor).

Pallioppi nennt also vier Fälle, in denen das <o> „impür“, ‚unrein‘ ausgesprochen wird, d.h. nicht so, wie man es schreibt, sondern als [oa]: „Ausnahmsweise vor einzelnen Konsonanten“, „vor ‚ss‘“, „in verschiedenen Fällen vor [č], [š] und [tš]“, und „vor ‚r‘ oder ‚s‘, begleitet von einem weiteren Konsonant“. In der Anmerkung nennt er noch einige Ausnahmen, in denen das <o> rein ausgesprochen wird, d.h. als geschlossenes langes ‚o‘. Die

genannten Ausnahmen verstoßen alle gegen seine Regel c). Diese genaue Beschreibung der synchron unregelmäßigen Aussprache [oa] läßt vermuten, daß Pallioppi sie auch selbst verwendete. Walberg führt sie 1907 (36), also genau 50 Jahre später, für Celerina nicht mehr an, sondern nur noch offenes langes ‚o‘.

Bei den Fällen mit reinem, d.h. nach Pallioppi geschlossenem langes ‚o‘, geht das [o:] auf älteres [au] zurück. Hier läßt sich die Ausnahme also historisch erklären. Von den in der Regel genannten Fällen lassen sich die unter d) am leichtesten erklären. Vor ‚r‘, bzw. ‚s‘ + Konsonant, werden [ɛ], [a] und [ɔ] im Oberengadinischen gedehnt, wobei [ɛ:] und [ɔ:] weiter zu [ɛa] und [ɔa] zerdehnt werden können. Diese Dehnung ist sekundär: Das daraus entstandene [a:] wird nur im unteren Oberengadin vor ‚s‘ + Konsonant zu [ɛ:] und vor ‚r‘ + Konsonant überhaupt nicht, während das primär gedehnte [a:] im ganzen Oberengadin als [ɛ:] erscheint. Die Aufnahmen des *DRG* weisen bisweilen noch Reste der von Pallioppi postulierten Aussprache [ɔa] nach, aber sie sind schon sehr selten. Gesichert wird sie aber in all diesen Fällen durch Schreibungen der älteren Literatur. Vor allem Chiampell verwendet die Schreibung <oa> regelmäßig in allen einschlägigen Fällen, z.B. in *foarza* ‚Kraft‘, *coasta* ‚Rippe‘ usw. Bifrun verwendet diese Schreibung nie, doch findet sich bei ihm vor ‚r‘ + Konsonant bisweilen <uo> statt einfaches <o>, z.B. in *fuorza*. Vor ‚s‘ + Konsonant kommt die Schreibung <uo> allerdings nie vor. Auch Gian Travers hat die Schreibung <oa> sicher nicht verwendet; er schrieb den entsprechenden Laut zumindest in seinem ersten Drama, dem *Joseph*, mit dem Graphem <a>, also z.B. *farza*, *araspasta* ‚Antwort‘ usw. Das gleiche Graphem <a> verwendet er jedoch auch für [ɔ:] aus älterem [au], so daß aus dieser ausgefallenen Schreibung keine besondere Aussprache deduziert werden kann. In den Manuskripten dringt dann allerdings sehr rasch auch bei Travers die Schreibung mit <oa> ein, und vor allem wird die Schreibung mit <a> immer stärker eliminiert. Die Aussprache [ɔa] dürfte also erst im Verlauf des 16. Jahrhunderts angekommen sein.

Bedeutend schwieriger zu erklären sind die drei anderen Fälle von unreinem ‚o‘. Sie betreffen auch nur den Vokal ‚o‘, nicht mehr ‚a‘ und ‚e‘. Die prinzipielle Richtigkeit der Angaben Pallioppis steht jedoch außer Zweifel. Für alle beschriebenen Fälle findet sich die Schreibung mit <oa> in der älteren engadinischen Literatur. Vor ‚ss‘ ist diese Schreibung geläufig bei Chiampell und in der übrigen Literatur, etwa in *noassa* ‚unsere‘, aber auch bei den anderen Wörtern der Struktur ‚o‘ + ‚ss‘. Auch hier hat Bifrun bisweilen Schreibungen mit <uo>, z.B. *nuossa*, allerdings relativ selten.

Travers hat wahrscheinlich durchgehend *nassa* geschrieben, auch wenn selbst im ältesten Manuskript die Formen mit <a> und diejenigen mit <o> sich ziemlich die Waage halten (22:18).

Auch in den unter c) genannten Fällen finden sich genügend Anzeichen für die Richtigkeit der Angaben Pallioppis. *coatschen* ‚rot‘ heißt es bei Chiampell und *cuotschen* bei Bifrun. Bei ‚acht‘ scheint bei Bifrun allerdings nur die Form *oick* vorzukommen, doch dürfte das Wort wohl selten ausgeschrieben sein. Im *Joseph* von Gian Travers konnte ich keines der bei Pallioppi zitierten Beispiele finden. Bei *brocha* ‚Milchnapf‘ gibt das DRG (2, 513) Formen mit [oa] für Zuoz und St. Moritz, bei *clocha* ‚Flasche‘ (3, 730) für Zuoz und bei *gosch* ‚Kropf‘ (7, 648) für Tschlin, so daß die Angaben Pallioppis auch in diesem Punkt stimmen müssen.

Bleiben noch die unter a) genannten Einzelfälle. Für *hoz* ‚heute‘ und *not* ‚Nacht‘ hat Chiampell *noatt* und *hoatz*, Bifrun meistens *huoz*, aber *not*, und Travers *atz* und *natt*, also das übliche Bild. Für *fol* ‚Balg‘ gibt das DRG (6, 460) viele Belege aus den engadinischen Dramen mit <oa>, so daß das Vorkommen dieses Lautes auch vor ‚l‘ gesichert ist und es keinen Grund gibt, an [kɔla] ‚Leim‘ zu zweifeln, auch wenn das DRG (4, 18) es nur als Nebenform in Mon im Oberhalbstein anführt. Aus der älteren engadinischen Literatur scheinen keine Belege dieses Wortes vorhanden zu sein.

Die Angaben von Pallioppi bezüglich dieser „unreinen“ Aussprache des <o> lassen sich also durchwegs verifizieren. Die Frage ist allerdings, wie sie zu erklären ist. Vor einzelnen Konsonanten bezeichnet Pallioppi sie als Ausnahme. Schaut man sich freilich die Beispiele an, die er für „reines“ langes ‚o‘ nennt (1857, 15), sieht man ziemlich schnell, daß dies synchron durchaus stimmen kann, nicht aber diachron. Diese Beispiele sind einerseits einheimische Wörter mit [ɔ:] aus älterem [aʏ]: *chō* ‚Kopf‘, *pchō* ‚Sünde‘; *chōd* ‚warm‘; *ūsitō* ‚üblich‘, *amō* ‚geliebt‘, andererseits Fremdwörter wie *filosōf*, *epilōg*, *monopōl*, *idiōm* usw. Die einzigen zitierten einheimischen Wörter mit „reinem“ langem ‚o‘, das nicht auf [aʏ] zurückgeht, sind *dōbel* ‚doppelt‘ und *stōmi* ‚Magen‘ (1857, 16). Die beiden haben echtes [ɔ], d.h. ein [ɔ], das bereits auf vulgärlateinisches [ɔ] zurückgeht. Sie hatten somit zur Zeit der Zerdehnung sicher nicht die gleiche Aussprache wie *not*, *hoz* usw. Bei Bifrun werden beide noch mit <u>, nicht mit <o>, geschrieben: *dubel*, *stummi*. Die Dehnung des Vokals bei *dōbel* ist erwartet; Vokale in offener Silbe werden vor stimmhaften Okklusiven im ganzen bündnerromanischen Sprachgebiet gedehnt. Bei *stōmi* halte ich die von Pallioppi angegebene Dehnung für nicht korrekt. Walberg (1907, 43) gibt für *stomi* [ɔ] an,

aber das tut er auch für *dobel* (1907, 42), wie das DRG (5, 458 s.v. *dubel*) übrigens auch, und das scheint mir auch nicht richtig, so daß die Sache im Moment unentschieden bleiben muß. Es ist natürlich zu berücksichtigen, daß zwischen den Angaben Pallioppis und denen von Walberg und des DRG rund 50 Jahre liegen, und da kann sich durchaus einiges verändert haben.

Die Beispiele mit kurzem ‚o‘, die Pallioppi anführt (1857, 12), gehen ebenfalls auf vulgärlateinisches [ɔ] zurück oder sind Fremdwörter. Somit findet sich unter den Beispielen Pallioppis keines, dessen „reines“ ‚o‘ auf vulgärlateinisches [ɔ] zurückgeht. Oder anders ausgedrückt: das „unreine“ ‚o‘, das auf vulgärlateinisches [ɔ] zurückgeht, wird bei ihm immer [ɔa] ausgesprochen. Dies gilt mit einiger Sicherheit auch bereits für Chiampell, soweit angesichts der miserablen Erschließung der Texte Chiampells überhaupt Sicherheit zu gewinnen ist. Aber durchgehende Schreibungen wie *noatta* ‚Note‘ und sogar *stoaltz* ‚stolz‘ lassen doch vermuten, daß alle erhaltenen offenen [ɔ] im Engadinischen im Verlauf des 16. Jahrhunderts zu [ɔa] zerdehnt wurden. Es handelt sich somit um einen durchgehenden Wandel des [ɔ], nicht um eine umgebungsbedingte sporadische Entwicklung, wie Pallioppi den Sachverhalt darstellt. Bei Chiampell erscheint der Wandel erstmals als vollständig durchgeführt und bei Pallioppi wahrscheinlich letztmals; danach wird [ɔa] sehr rasch zu [ɔ] bzw. [ɔ:] vereinfacht. Walberg (1907, 37) gibt keine Varianten mit [ɔa] für Celerina mehr an, sondern nur [ɔ:]. In Bergün (und Filisur) fand sich die Aussprache [ɔa] gemäß Lutta (1923, 107) nur noch vor ‚r‘ und ‚s‘ + Konsonant, und auch hier nur noch bei der älteren Generation. Die Aufnahmen für das DRG begannen 1904, als das System sich in voller Auflösung befand. Dies erklärt zweifellos zu einem großen Teil das disparate Bild, das man von dieser Aussprache aufgrund der Angaben des DRG erhält, mit Resten der Aussprache [ɔa] einmal in Tschlin, dann in Zuoz, dann wiederum in Bergün und bisweilen nur im übrigen mittelbündnerischen Gebiet. Immerhin zeigt die weite Streuung der Belege, daß der Wandel eine Zeitlang wohl das ganze engadinische Gebiet erfaßt hat, dazu wahrscheinlich noch Teile des Oberhalbsteins. Heutzutage wäre das Bild wohl wieder einheitlicher. Unklar ist nur, wo [ɔ:] und wo [ɔ] übriggeblieben ist. Die unterengadinische Grammatik von Arquint (1964, XIII) führt nämlich z.B. *mort*, *stort*, *tort* unter kurzem offenem ‚o‘ auf, die unterengadinische Grammatik von Ganzoni (1983, 9) jedoch *porta*, *mort*, *orma* unter langem offenem ‚o‘. Immerhin führen die beiden oberengadinischen Grammatiken von Scheitlin (1962, 10) und wiederum Ganzoni (1977, 9) die entsprechenden Wörter unter langem offenem ‚o‘ auf. Die Aussprachenorm [oa] von Pallioppi konnte sich also nicht durchsetzen.

Wie bereits aus den bisherigen Zitaten aus Pallioppi hervorgeht, gibt dieser in der Regel jeweils an, ob der Vokal lang oder kurz zu sprechen ist. Man ist zunächst allerdings geneigt, diesen Angaben keine weitere Beachtung zu schenken. Selbst in der wissenschaftlichen Literatur des 19. Jahrhunderts ist darauf wenig Verlaß, sofern die Quantitäten überhaupt angegeben werden. Bei Ascoli (1873) ist das z.B. praktisch nie der Fall, was insofern verständlich ist, als er vorwiegend mit Texten arbeitet, die die Quantität nur in Ausnahmefällen durch Doppelschreibung des Vokals oder den Gebrauch des Zirkumflex erkennen lassen. In Gartners *Raetoromanischer Grammatik* (1883) wird die Quantität in der Regel angegeben, doch allzuviel Verlaß ist nicht darauf. Für *camischa* ‚Hemd‘ gibt er z.B. [i:] nur für Flims an (Gartner 1883, 168), das *DRG* (3, 225) jedoch für die ganze Surselva, und das *DRG* ist sehr zurückhaltend mit der Angabe von langen Vokalen. Ähnliches gilt für *casa* ‚Haus‘, das nach Gartner (1883, 170) in der Surselva [a] hat, während es nach *DRG* (3, 414) überall [a:] hat, usw. Im 1910 erschienenen Handbuch von Gartner (1910, 120) finden sich in der Regel die gleichen Angaben wie in der Grammatik. Pult (1897) für Sent und Huonder (1900) für Disentis unterscheiden praktisch überhaupt keine Quantitäten, selbst in so eindeutigen Fällen wie [klɛ:r] bzw. [kla:r] ‚hell‘ und [kɔ:r] ‚Herz‘ nicht. Für Disentis mag eine Rolle gespielt haben, daß die Langvokale dort nur halblang gesprochen werden und in Auslautsilben auch sehr häufig sekundär gekürzt worden sind. Erst in der Arbeit von Luzi (1904) über die sutselvischen Dialekte sind die Langvokale dann systematisch und ziemlich genau verzeichnet.

Angesichts dieser Lage in den wissenschaftlichen Arbeiten des 19. Jahrhunderts ist es nicht verwunderlich, daß man auch den Längenangaben bei Pallioppi nicht ohne weiteres traut. Hinzu kommt, daß Pallioppi sehr oft das entsprechende lateinische oder italienische Wort hinzufügt, um die angegebene Länge zu bestätigen, was natürlich erst recht mißtrauisch macht. So steht z.B. neben *civil* lat. *civilis*, neben *mulin* ‚Mühle‘ ital. *molino* und neben *divin* ‚göttlich‘ wiederum lat. *divinus* (1857, 15). Sowohl für *civil* wie auch für *divin* gibt das *DRG* (3, 676 bzw. 5, 38) nirgends eine Aussprache mit [i:] an. Zwar ist hier kein Grund ersichtlich, weshalb Pallioppi einen langen Vokal angeben sollte, wenn er selbst einen kurzen sprach, außer eben vielleicht das Vorbild des Lateinischen und Italienischen. In anderen Fällen merkt man sehr wohl die Absicht. Bei *glīma*, *stīma*, *stōmi*, *vīta*, *vīzi*, *indīzi* (1857, 18) setzt er, meist mit Hinweis auf das Italienische, einen langen Vokal an, um die Einfachschreibung des folgenden Konsonanten zu rechtfertigen. Es gibt zwar wenig, was es in bezug auf die Quantitäten im Bünd-

nerromanischen nicht gibt, aber gerade alles gibt es dann doch auch wieder nicht. Walberg (1907, 31.43) gibt bei *glīma*, *stōmi* und *vīta* einen kurzen betonten Vokal an, und das *DRG* (8, 622) hat bei *indīzi* durchwegs [i]. Bei *glīma* gibt das *DRG* (7, 428) immerhin vereinzelt [i:] an, nämlich für Ramosch und Santa Maria, nicht aber für das Oberengadin. Es gibt also doch wohl ziemlich alles. Jedenfalls können diese Längen nicht sehr alt sein; dies immerhin ließe sich beweisen. Man wird aber doch den Quantitätsangaben Pallioppis nicht ohne weiteres trauen können, wenn man nicht weitere Indizien für ihre Richtigkeit findet.

Wie vorsichtig man in solchen Fällen sein muß, sei an einem anderen Beispiel gezeigt. Unter den Längenangaben Pallioppis, die schwer nachzuvollziehen sind, gehört auch die Länge des ‚i‘ vor ‚n‘. Die Beispiele *mulin* und *divin* wurden bereits erwähnt. In einem anderen Paragraphen kommt Pallioppi auf diese Längen zurück und gibt als weitere Beispiele: *fīn* ‚Ende‘ und ‚fein‘, *vschīn* ‚Nachbar‘ und *zīn* ‚Zinn‘ (1857, 17). Das Beispiel *zīn* aus dt. *Zinn* macht diese Angaben zunächst natürlich auch nicht vertrauenswürdig. Immerhin gibt es im Frühnhd. auch die Form *Zien* mit [i:], unter anderen auch bei Luther (Dt. Wb., Bd. 15, Sp. 1423f.). In diesem Paragraphen geht es Pallioppi darum, die Schreibung mit auslautendem <n> zu begründen und die Schreibung <fin> und damit die Aussprache [fif], wie sie an verschiedenen Orten im Oberengadin vorkommt, abzulehnen. Die Verteilung ist wenig klar. Während z.B. die Aussprache [fif] nach Walberg (1907, 31) auch in Celerina vorkommt, gibt das *DRG* (6, 333) für Celerina ausdrücklich [fin] mit alveolarem [n] an. Nach Pallioppi ist die Aussprache [fif] mit einer „mutaziun del ‚i‘ sonor nel sten“ (1857, 17), „mit einer Veränderung des langen ‚i‘ in ein kurzes“, verbunden. Die Argumentation der Schreibung mit <n> hat aber nicht direkt mit der Länge des Vokals zu tun. Sie geht vielmehr über die Ableitungen: Weil man *finir*, *finezza*, *vschinedi*, *surzinner* usw. sagt und schreibt, soll man auch *fīn*, *vschīn*, *zīn* sagen und schreiben. Für die Begründung dieser Formen würde es also nicht unbedingt einer falschen Angabe eines [i:] bedürfen. Pallioppi gibt denn auch nur bei den ersten Beispielen dieser Art die Länge der Vokale an, nicht mehr bei den restlichen, wie z.B. *mulin* – *muliner*, *divin* – *divinited* usw., auch nicht beim sicher langen ‚e‘ von *muliner* und *divinited*.

Walberg und das *DRG* geben bei den entsprechenden Wörtern, soweit sie dort vorkommen, nie einen Langvokal an. Immerhin ergibt ‚i‘ vor ‚n‘ in einigen Ortschaften des Albulatales [oj], was z.B. bei ‚i‘ vor ‚m‘ nie der Fall ist. Das *DRG* (6, 333) gibt z.B. *foin* ‚Ende‘ für Alvagni, Brinzeuls und Lantsch an. Dieses [oj] ist an diesen Orten üblicherweise die Fortsetzung

von primär gedehntem ‚i‘ und ‚ü‘, z.B. bei *voiver* für surselvisch [vi:vɑr] ‚leben‘, *madoir* für [mɑdi:r] ‚reif‘. Für diese Formen wäre somit ein Ausgangspunkt [fi:n] mit [i:], wie es Pallioppi angibt, am einfachsten. Aber auch in den surselvischen Formen ist das [i] nicht ohne weiteres erwartet. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wird [i] sonst zu [ɛ] im Surselvischen, also *fim* ‚Rauch‘ zu *fem*. Für die Erhaltung des [i] in den Fällen wie *fin*, *vischin* usw. wird in der Regel das [n] verantwortlich gemacht (Caduff, 1952, 48f.). Am Charakter des [n] kann es nicht gut liegen, denn vor ‚nt‘ und ‚nd‘, wo das [n] den gleichen Charakter hat, tritt dieser Lautwandel in der Regel durchaus ein; es heißt *endischi* ‚elf‘, *spendra* ‚rette‘, *tschenta* ‚Gurt‘, auch *quen* ‚Rechnung‘ usw. Am Charakter der Silbe zur Zeit des Wandels kann es auch nicht gut liegen; der Wandel tritt auch in offener Silbe bzw. in Schlußsilben mit nur einem Konsonanten ein. Allerdings verhält sich auch ‚a‘ vor einfachem ‚n‘ anders als vor ‚nd‘ und ‚nt‘, so daß man sich mit dieser Parallele zufrieden geben könnte.

Nun gibt es im heutigen Surselvischen aber noch eine ganze Reihe von [i], die nicht vor auslautendem [n] stehen und den Wandel von [i] zu [ɛ] ebenfalls nicht mitgemacht haben. Am einfachsten sind die Fälle von [i] vor auslautendem <d> und <t> zu erklären, wie *agid* ‚Hilfe‘, *salid* ‚Gruß‘, *brit* ‚Schwiegertochter‘, *vit*, fem. *vita* ‚leer‘. -[ɛt] ist demgegenüber im Wortauslaut seltener. Bei *scret* ‚geschrieben‘, *meret* ‚Verdienst‘, *quet* ‚Dünkel‘, *gliet* ‚Schlamm‘, *met* ‚stumm‘ usw. ist die Herkunft aus ‚i‘ vor ‚t‘ durch alt-surselvische oder aktuelle Formen gesichert. Im Wortinnern sind die Beispiele für [ɛt] jedoch zahlreich: *veta* ‚Leben‘, *viseta* ‚Besuch‘, *pareta* ‚Aussehen‘, *gretta* ‚Zorn‘ usw., ebenso wie [i:] vor [d]: [fri:dɑ] ‚Schlag‘, [špi:dɑ] ‚Speichel‘, und beim femininen Partizip Passiv der Verben der 2.–4. Konjugation: *vendida*, *valida*, *finida*. Auf -[ita] gibt es nur die Fremdwörter *lita* ‚Streit‘, *elita*, *calamita* ‚Magnet‘. Hier ist die Sache, mit Ausnahme von ein paar Einzelfällen, relativ klar: Vor ‚d‘ steht ‚i‘, das im Wortinnern lang ist, vor ‚t‘ steht [ɛ]. Auf die Schreibung im absoluten Auslaut ist natürlich kein Verlaß. Bei *brit* schreibt Bifrun *brūd* mit ‚d‘, und die ursprüngliche Länge des ‚i‘ ist gesichert durch surmeirisch *breit*; primär gedehntes [i:] ist im Surmeirischen zu [ɛj] geworden. Bei *vit* ‚leer‘ lautet die engadin. Form *vöd* mit <d>, und surmeirisch *veid*, fem. *veida*, sichert das [i:] und das ursprünglich folgende [d]. Das surselvische Feminin [vitɑ] statt [vi:dɑ] ist eine Neubildung aufgrund des mask. [vit]. Bei Luci Gabriel (1648) habe ich nur die Form *vida* gefunden, und Alig (1674) hat beide Formen, *vida* (S.78) und *vitta* (S.120), wobei die Form *vida* allerdings aus Gabriel stammen könnte.

In den Fällen, in denen das heute kurze [i] vor <d> und <t> in Endsilben ursprünglich vor [d] stand, ist es also nicht zu [ɛ] geworden. In Mittelsilben hat man heute in der gleichen Position [i:]. Die Frage ist nun, ob das [d] den Wandel von [i] zu [ɛ] verhindert hat und das [i] später in offener Silbe vor [d] gedehnt worden ist, oder ob im 17. Jahrhundert das ‚i‘ in diesen Endsilben noch lang war und der Wandel zu [ɛ] deshalb unterblieben ist. Dabei muß man sich bewußt sein, daß der Wandel erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts eintrat; Gabriel (1648) hat nie [ɛ] für [i], und die *Epistolas ad Euangelis* von Alig (1674) nur sehr selten. Wenn ich auch nirgends einen Versuch zur Datierung der bündnerromanischen Auslautverhärtung gefunden habe, dürfte sie wohl im 17. Jahrhundert längst abgeschlossen gewesen sein; im Hochdeutschen begann sie im 12. Jahrhundert. Formen wie *vitta* aufgrund von *vit*, die es auch bereits bei Alig gibt, setzen die Auslautverhärtung ebenfalls bereits seit geraumer Zeit voraus. Dann kommt ohnehin nur die Länge des [i:] als Grund für das Ausbleiben des Wandels zu [ɛ] in Frage, weil im Auslaut zur Zeit des Wandels gar nicht mehr [d] gesprochen wurde. Dies hat dann allerdings auch zur Folge, daß das [i:] in diesen Fällen im Surselvischen in auslautender Silbe erst nach dem Wandel von [i] zu [ɛ] gekürzt worden sein muß, wahrscheinlich als späte Folge der eingetretenen Auslautverhärtung.

Ein völlig paralleler Fall scheint mir auch vor auslautendem [č] vorzuliegen. Auch hier findet sich heute -[ič] neben -[ɛč], -[ič] etwa in *vitg* ‚Dorf‘, *spitg* ‚Spitze‘, *Grat*, *ditg* ‚lange‘, *amitg* ‚Freund‘, *castitg* ‚Strafe‘ usw., -[ɛč] in *fetg* ‚sehr‘, *detg* ‚gesagt‘, *fretg* ‚Frucht‘, *petga* ‚Säule‘, *perdetga* ‚Zeuge‘. Die beiden Serien gehen auf lateinische Wörter verschiedener Struktur zurück, *vitg* z.B. auf VĪCUM, *fetg* auf FICTUM. Im ersten Fall steht das ‚i‘ in offener, im zweiten in geschlossener Silbe. Diese Silbenstruktur wird dann auch in der Regel für die unterschiedliche Behandlung des ‚i‘ verantwortlich gemacht (Caduff 1952, 45.48). Das Problem ist nur, daß diese Struktur längstens nicht mehr bestand, als der Wandel von [i] zu [ɛ] im 17. Jahrhundert eintrat. Sie kann somit auch nicht direkt für die verschiedene Behandlung des ‚i‘ verantwortlich gemacht werden. Geschrieben werden die Wörter der beiden Serien bei Alig (1674) gleich: *vig*, *fig*, *frig*. Dies ist meistens auch bei Gabriel (1648) der Fall, etwa *Vig* und *frig*. Einzig [fič] schreibt dieser üblicherweise *fich* mit <ch>, zweifellos nach engadinischem Vorbild. Es ist also unwahrscheinlich, daß der Auslautkonsonant zu dieser Zeit noch verschieden ausgesprochen wurde. Also bleibt wiederum nur eine Verschiedenheit des ‚i‘ übrig, um die unterschiedliche Entwicklung in den beiden Serien zu erklären. Daß in der ersten Serie mit [i:] gerechnet werden

kann, zeigt hier wiederum das Surmeirische. In der ersten Reihe hat das Surmeirische den Diphthong [e̯], den üblichen Vertreter von [i:]: *spei, dei, amei, castei*; ein Fortsetzer von VĪCUM hat sich im Surmeirischen nicht erhalten. In der zweiten Reihe lauten die Fortsetzer *fitg, detg, fretg; pitga, pardetga*, mit einem mir unklaren Wechsel von <i> und <e>, aber jedenfalls mit erhaltenem [č] und nie mit [e̯]. Dazu kommt, daß ein [i:] in den Fällen der ersten Reihe durchaus zu erwarten ist. Einfache stimmlose Okklusive werden im Bündnerromanischen intervokalisch zu den entsprechenden stimmhaften Lauten, VĪCUM also zunächst zu *[vigu]. Und vor stimmhaften Lauten in offener Silbe werden alle Kurzvokale gedehnt. Nach der Palatalisierung des [g] ist also zunächst *[vi:ǰ] zu erwarten und nach der Auslautverhärtung *[vi:č]. Diese Form kann durchaus hinter den Schreibungen von Gabriel und Alig stecken und würde dann erklären, weshalb hier, im Gegensatz zu [fič] mit kurzem [i], das *i* nicht zu [e̯] weiterentwickelt wurde. Als das [i:] dann gekürzt wurde, war der Wandel von [i] zu [e̯] bereits vorbei. Und schließlich hat sich das Nebeneinander von kurzem und langem Vokal unter gleichen Bedingungen beim Vokal ‚a‘ bis heute erhalten: es heißt [ma:č] ‚Mai‘, [ša:č] ‚Versuch‘, [šbra:č] ‚Schrei‘ mit [a:], aber [fač] ‚gemacht‘, [lač] ‚Milch‘, [trač] ‚gezogen‘ mit [a].

Damit ließe sich das [i] in surselvisch *fin, salid* und *vitg* und in noch ziemlich vielen anderen Fällen einheitlich erklären, und es würde sich erübrigen, einmal das ‚n‘ und einmal völlig anachronistisch die vulgärlateinische Silbenstruktur für die Erhaltung des ‚i‘ verantwortlich zu machen. Dies scheint mir umso wahrscheinlicher, als der Dialekt des Albulatals tatsächlich in all diesen Fällen das gleiche Ergebnis zeigt: *foin, saloid, amoi*, und dieses [o̯] auch die Entsprechung von im Surselvischen noch erhaltenem [i:] in *foil, voiver, madoir* ist. Die primäre Dehnung wäre somit auch vor ‚n‘ eingetreten, wie übrigens auch vor ‚r‘, nicht aber etwa vor ‚m‘. Und damit erscheinen dann die Angaben *fīn, vschīn, mulīn* usw. mit [i:] bei Pallioppi doch auch in einem etwas anderen Licht. Das einzige, was dabei etwas erstaunt ist, daß sich das [i:] in einzelnen Dialekten so lange erhalten hat, daß Pallioppi diese Aussprache noch als Norm anführen konnte. Jedenfalls muß man mit den Angaben Pallioppis sehr behutsam umgehen, außer in den Fällen, wo er sie zur Stütze einer Schreibung anführt, wie im zitierten *stōmi, vīta* usw. Seine *Ortografia* ist zweifellos das einzige einheimische grammatikalische Werk des 19. Jahrhunderts, das man auch heute noch aus mehr als historischem Interesse in der Forschung berücksichtigen kann und sollte.

Bibliographie

- Alig, Balthasar (1674): *Epistolas ad evangelis sin tuttas domeingias, a firaus, Cuera*.
- Arquint, Jachen Curdin (1964): *Vierv ladin. Grammatica elementara dal rumantsch d'Engiadina bassa*, Tusan.
- Ascoli, Graziadio Isaia (1873): „Saggi ladini“, in: *Archivio Glottologico Italiano* 1, 1–556.
- Caduff, Léonard (1952): *Essai sur la phonétique du parler rhétoroman de la Vallée de Tavetsch*, Bern.
- Carigiet, P. Baseli (1858): *Ortografia gienerala, speculativa ramontscha, cun in special, quort compendi per diever dil scolar*, Mustér.
- Carigiet, P. Basilius (1882): *Rætoromanisches Wörterbuch*, surselvisch-deutsch, Bonn/Chur.
- Darms, Georges (1989): „Bündnerromanisch: Sprachnormierung und Standardsprache“, in: Holtus, G. & Metzeltin, M. & Schmitt, Chr.: *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, Bd. III, Tübingen, 827–853.
- DRG = Società retoromantscha (Hrsg.) (1939ff.): *Dicziunari rumantsch grischun*, Cuaira.
- Gabriel, Luci (1648): *Ilg nief Testament da Niess Segner Jesus Christ*, Lgiont.
- Gadola, Guglielm (1960): „P. Baseli Carigiet e siu temps, II part“, in: *Ischi* 46, 70–134.
- Ganzoni, Gian Paul (1977): *Grammatica Ladina. Grammatica sistematica dal rumauntsch d'Engiadin'Ota*, Samedan.
- Ganzoni, Gian Paul (1983): *Grammatica Ladina, Grammatica sistematica dal rumantsch d'Engiadina Bassa*, Samedan.
- Gartner, Theodor (1883): *Rætoromanische Grammatik*, Heilbronn.
- Gartner, Theodor (1910): *Handbuch der rætoromanischen Sprache und Literatur*, Halle (Saale).
- Huonder, Josef (1900): *Der Vokalismus der Mundart von Disentis*, Erlangen.
- Lutta, C. Martin (1923): *Der Dialekt von Bergün und seine Stellung innerhalb der rætoromanischen Mundarten Graubündens*, Halle (Saale).
- Luzi, Johann (1904): *Die sutselvischen Dialekte*, Erlangen.

Pallioppi, Zaccaria (1857): *Ortografia et ortoëpia del idiom romauntsch d'Engiadin'ota*, cumpiledas per creschieus e scolars pü avanzos, Coira.

Pult, Gaspard (1897): *Le parler de Sent*, Lausanne.

Scheitlin, Walter (1962): *Il pled puter. Grammatica ladina d'Engiadin'ota*, Samedan.

Vital, Andrea (1901): „Landamma Zaccaria Pallioppi“, in: *Annalas da la Societad retorumantscha* 15, 1–49.

Walberg, Emmanuel (1907): *Saggio sulla fonetica del parlare di Celerinal Cresta*, Lund.